

(Bibel und Kirche 1950, S. 1—20) in ausgesprochen irenischer, judenfreundlicher Gesinnung mit den Thesen des französischen Juden Jules Isaac auseinander-gesetzt und sie weitgehend gebilligt. Damals hat mir auch die Herder-Korre-spondenz bescheinigt (1952, S. 439), daß es „in sehr liebevoller und besonnener Weise“ geschehen sei. Ich möchte wünschen, daß der gute Wille, den Juden ge-recht zu werden, niemals die Besonnenheit vermissen lasse und zum „Irenismus“ werde, und daß er die Linie des Neuen Testamentes ungebrochen einhielte.

THOMAS OHM

„ICH BIN UNTER EUCH ALS DIENER“ (Lk 22, 27)

ZUM ENDE EINER PHASE DER AFRIKANISCHEN MISSIONSGESCHICHTE ¹

I.

1. Als unsere Glaubensboten im schwarzen Erdteil erschienen, kamen sie vielen Negeren wie höhere Wesen vor, ähnlich wie Paulus und Barnabas den Bewohnern von Lystra (Apg 14, 11—18). Die Missionare waren weiß, trugen schöne Kleider, aßen gut und wohnten in großen Häusern. Der Lebensstandard der Neger konnte sich in keiner Weise mit dem der Glaubensboten vergleichen. Aber das war nicht alles. Die Missionare wußten viel, vermochten alles und taten in technischer Beziehung unglaubliche Dinge. Krankheiten, die bis dahin unheilbar gewesen waren, wurden geheilt. Man lernte neue Pflanzen, Künste und Bräuche kennen, und das Land bekam weithin ein neues Gepräge. Ja, die Mission gab den Schwarzen Arbeit, Verdienst und Brot. Nur auf der Mission konnten viele Neger etwas verdienen. Die Wirtschaft ganzer Gebiete wurde von der Mission beherrscht. Kein Wunder, wenn man die Missionare anstaunte, sich vor ihnen in den Staub warf und sich von ihnen führen ließ, im täglichen Leben, in der Rechtspflege und im religiösen Bereich. Was der Glaubensbote verkündete, war neu, schön und selbstverständlich wahr. Auch hier sagte der Schwarze „Ndio“, „Ja“, selbst jener, der die Bekehrung ablehnte oder sich wegen seiner Frauen oder aus anderen Gründen nicht bekehren zu können glaubte. Die Neger waren Fideisten.

Kurz, der Glaubensbote war *Bwana*, *Bwana mkubwa* (der große Herr), *Baba* (der Vater), *Patriarch*, *Moses*, *Richter* und *Häuptling*. Er beherrschte die Gemüter, und die Schwarzen hatten hohen Respekt vor ihm. „Der Pionier-Missionar“ war für die Gemeinde „eine große Autorität, und seiner Entscheidung beugt sich die Gemeinde“ ².

¹ Die folgenden Ausführungen betreffen in der Hauptsache Ostafrika und dürfen nicht verallgemeinert werden.

² W. Freytag, Der große Auftrag. Stuttgart o. J., 59. Wir kennen diese Verhältnisse aus der Mission des Altertums und des Mittelalters. F. van der Meer hat in seinem Buch „Augustinus der Seelsorger“ (Köln 1951) sehr schön gezeigt, was Augustinus seinen Christen gewesen ist, nicht bloß Bischof, sondern auch kadi. „Alle kommen mit allem zu mir“, meinte der Heilige. Zum Bischof ging man lieber als zum Rechtsanwalt. Die Bischöfe und Missionare im Mittelalter hatten die Aufsicht über die Lebensmittel, ließen Flüsse korrigieren, nahmen sich der Wasserversorgung an, schlichteten bürgerliche Rechtshändel, vertraten in vielem den Staat usw.

2. Die *Wirkung* auf die *Glaubensboten* blieb nicht aus. Diese kamen als Gesandte Christi und waren sich dessen bewußt. Bei aller Demut hatten sie, ähnlich dem hl. Paulus, eine hohe Auffassung von ihrer Sendung. Niemand darf sie deswegen tadeln. Aber damit ist nicht alles gesagt. Der Missionar gehörte einer „höheren Rasse“ an und betrachtete die Neger als „Primitive“, „Naturmenschen“ und „Kinder“, die man heben und denen man „Kultur“ beibringen mußte. Dabei war natürlich die europäische Kultur die höchste. Wie anderswo so zeigte sich hier ein „benevolent paternalism“ oder sogar eine „unconscious arrogance“³. Nicht einmal die selbstmörderischen Kriege der Weißen vermochten dieses *Selbstbewußtsein* zu zerstören. Durch das Verhalten der Schwarzen wurde diese Mentalität noch befestigt und verstärkt. Es tat wohl, durch die Schwarzen den Glauben an die eigene Überlegenheit auf wirtschaftlichem, sozialem, kulturellem und religiösem Gebiet bestätigt zu sehen, Ansehen zu genießen und eine überragende Stellung einzunehmen.

II.

1. Dieses Zeitalter oder *diese Phase* ist jetzt zu *Ende* oder geht rasch zu Ende. Die Missionare sind nicht mehr die einzigen, die einen höheren Lebensstandard als die Neger besitzen und beherrschen nicht mehr so wie früher die Wirtschaft. In Ostafrika sagte mir ein Bruder: „Früher waren die Schwarzen froh, wenn wir ihnen Arbeit gaben. Jetzt sind wir froh, wenn sie zur Arbeit kommen.“ Man muß bereits die Arbeiter suchen und bekommt häufig keine mehr. Denn die Fabriken, Farmen und Regierungen bieten höhere Löhne. Infolgedessen ist die Bauperiode der Mission vorüber. Man bringt das Geld einfach nicht mehr auf. Überall geht die Außenarbeit langsamer. Mancherorts können die alten Werkstätten nicht mehr voll ausgenützt werden. Viele Leute wollen nicht mehr auf der Mission und für die Mission arbeiten, gehen an die Küste und suchen die bestbezahlten Plätze. Schon hat mancher Neger mehr Geld als dieser und jener Weiße. Ähnlich ist es im Handel und sogar in den Schulen. Mancher schwarze Lehrer leistet bereits mehr als der Bruder, die Schwester und vielleicht sogar der Pater aus Europa. Außerdem tritt neben die Missionsschule die Schule der Regierung, der Mohammedaner und der Hindu. Die größte Schule im Tanganyika-Gebiet ist eine indische. Auch im öffentlichen Dienst hat sich vieles geändert. Schon gibt es Schwarze in wichtigen Verwaltungs- und Justizstellen und haben die einheimischen Obrigkeiten vermehrte und höhere Vollmachten. Aus diesen Gründen erfreuen sich die Missionare und ihre Helfer wie überhaupt die Weißen nicht mehr des alten Ansehens, der alten Stellung, des alten Ranges und des alten Einflusses. Man stellt sogar ein tiefes *ressentiment* gegenüber den Weißen fest und Spannungen zwischen den Negern und Weißen! Nur zu leicht fassen die Schwarzen Argwohn gegenüber allen, die ihre volle Persönlichkeit nicht anerkennen oder ihr Abtrag zu tun scheinen. Selbst in Gebieten, die bisher als „sicher“ galten, ist es anders geworden. Ich erinnere an die Mau-Mau-Bewegung in Kenya.

Auch im religiösen Bereich sind Änderungen im Gange. Schon melden die Schwarzen eigene Wünsche an, gründen sie eigene „Kirchen“, zeigen sie Antipathie gegen das Wort „Mission“ und reden und hören sie lieber von „Kirche“. Eine bezeichnende Tatsache! Auch hier erwacht das afrikanische Selbstbewußtsein. Auffällig ist dabei, daß die Missionare bei den Christen bisweilen weniger

³ IRM 40, 1951, 417.

⁴ Missions- u. Religionswissenschaft 1954, Nr. 2

Ansehen haben als bei den Heiden. Aber es ist auch wieder nicht auffällig. Denn die Christen kennen den Missionar und seine Schwächen und sind an ihn gewöhnt, diese aber nicht.

Was die protestantische Mission betrifft, so hat sich vor längerer Zeit Roland Allen — wohl in übertriebener Weise — gegen die „paternal supervision“ über die Bekehrten durch die Missionare gewandt⁴. Auf der Tagung in Whitby (1947) wurde die Losung „Partners in obedience“ ausgegeben. Die Missionare und ihre einheimischen Helfer seien Partner in Gehorsam und Bruderschaft, seien „Gottes Mitarbeiter“. W. Freytag erklärt, es gehe jene Periode der Mission zu Ende, in der Mission immer Dienst von kulturell oder zivilisatorisch überlegenen Völkern an in dieser Beziehung unterlegenen Völkern war . . . seit Konstantin. Mission geschieht nicht mehr aus Überlegenheit⁵. „Mission ist nicht mehr Wohltat geistlicher oder leiblicher Art. Sie kann nicht mehr als solche gegeben werden und wird nicht mehr als solche empfangen“⁶. Auf der Weltmissionskonferenz in Willingen (Juli 1952) erklärte ein Vertreter der „jungen Kirche“ Afrikas, die letzte Weltkonferenz (Whitby 1947) habe den Kirchen in den farbigen Erdteilen keine Freiheit und Selbständigkeit gegenüber den Kirchen der weißen Welt gebracht. „Die junge Kirche wollte auf dieser Konferenz erreichen, daß sie künftig die Auswahl der Missionare aus Europa und Amerika selber treffen könne und dann die volle Unabhängigkeit für sich erlange“⁷.

2. Dieser Wechsel wird von den meisten im rechten Geiste hingenommen. Man sieht in ihm etwas Natürliches und sogar etwas Gutes, vom Sektenwesen, Antiklerikalismus und ähnlichen Erscheinungen natürlich abgesehen. Aber nicht allen ist das Herz leicht bei der Sache. Es gibt Leute, denen es schwer fällt und schwer fallen muß, zu sehen und zu spüren, daß sie an Ansehen und Einfluß verlieren. Nicht jeder hat die Kraft zu völliger Umstellung. Man möchte weiterhin das Leben, die Mode, die Arbeit und den Aufbau bestimmen. Es wurmt den einen oder anderen, daß die Schwarzen zu Fremden gehen und Lehrer von der Mission zur Regierung hinüberwechseln. Ja, einzelne wehren sich gegen die Entwicklung und tun alles, damit die Schwarzen auch in Zukunft Handlanger bleiben. Es gibt immer noch Leute, welche den Unterschied zwischen schwarz und weiß betonen. Der Schwarze soll weiter Ndio sagen. Einzelne Missionare „gleichen den Eltern, die glauben, auch ihre erwachsenen Kinder noch in allen Stücken gängeln zu müssen. Daraus entstanden bedenkliche Spannungen, die auf beiden Seiten die Arbeitsfreudigkeit lähmen“⁸.

III.

So tut hier und dort — ich möchte auf keinen Fall verallgemeinern — eine innere und äußere *Umstellung* not. Als Gottes Bote und Christi Gesandter hat

⁴ In seinen Schriften: *Missionary Methods, St. Paul's or Ours?* 1912, ² 1927; *The Spontaneous Expansion of the Church and the Causes which Hinder it.* 1927, ² 1949.

⁵ W. Freytag u. Karl Hartenstein, *Die neue Stunde der Weltmission.* Stuttgart (1952), 8.

⁶ Ebd.

⁷ So der Bericht in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 8. 7. 1952. Hinzuweisen ist hier auch auf die Tatsache, daß es in Afrika bereits viele Sekten gibt, in Südafrika über 800.

⁸ W. Freytag, *Der große Auftrag*, 59.

der Missionar Anrecht auf Ehre, Achtung und Ansehen. Er kann unmöglich einverstanden sein, wenn sich die Leute und Lebensgebiete von der Religion emanzipieren, wenn die Bande zwischen Religion und Kultur, zwischen Natur und Übernatur zerreißen, wenn alle Lebensgebiete ihre Unabhängigkeit erklären und anstreben, wenn Politik, Wirtschaft und Wissenschaft autonom werden, wenn sich das soziale, wirtschaftliche, politische und staatliche Leben der religiösen Kontrolle völlig entzieht. Er kann schließlich nicht einer Elite nachgeben, die mehr Ehren, Würden und Geld als Verpflichtungen wünscht.

Andererseits ist folgendes zu bedenken. In jeder Familie kommt eine Zeit, in der die Kinder mündig werden und ihr Leben nach eigenem Wissen und Gewissen gestalten. Gute Eltern freuen sich darüber. Bei allen Völkern folgt auf die Zeit, in der die Kirche das gesamte Leben bestimmt, eine Zeit, in der die Völker mündig werden und ein Gebiet nach dem anderen in eigene Regie nehmen, die Schule, die Wohlfahrtspflege, das Gesundheitswesen und dergleichen mehr. Die Kirche ist grundsätzlich damit einverstanden und der Christ freut sich darüber. Mit den Christen kommt christlicher Geist in das öffentliche Leben. Ähnlich ist es natürlich, wenn die Schwarzen reif und mündig werden, und angemessen, daß wir uns darüber freuen und uns der Lage anpassen. Es hat, wie mir der einsichtige Rektor eines Seminars in Ostafrika erklärte, keinen Sinn, gegen die Entwicklungen zwangsläufiger Art anzukämpfen. Wir müßten uns im Gegenteil in sie einschalten. Sonst gingen uns die Leute verloren. Es führt kein Weg zurück. Der Wunsch „Kehre wieder, Afrika“ wird nicht in Erfüllung gehen. Wer sich gegen die Entwicklung stemmt, gießt Wasser auf die Mühlen des Kommunismus und gibt diesen und jenen Stellen recht zu der Auffassung, die Mission wolle alles beherrschen, desgleichen denen, welche behaupten, die Kirche sei für die erste Stufe der Kultur gut, könne die primitiven Völker heben, versage aber bei der weiteren Entwicklung. Man übersehe auch nicht, daß die früheren Verhältnisse zwar manches Gute gebracht, aber auch manches Gute verhindert haben. Die Macht der Bischöfe im Mittelalter hat die Eifersucht der weltlichen Mächte zur Folge gehabt. Wer sich die Leute hörig macht, erzeugt nur zu leicht Antipathie und Haßgefühle. Auch das viele Geld war nicht in allem ein Segen. Es hat viel Gutes verhindert. Die heutige Situation stößt uns wieder mehr auf das eine Notwendige hin und mahnt uns, die Kräfte auf dieses zu konzentrieren. Ja, sie hilft uns sogar, wahre „Diener“ zu werden. P. Maurus Heinrichs OFM, der viele Jahre hindurch in China gewirkt hat, schreibt in einem schönen Aufsatz über „dienende und sühnende Weltmission“⁹: „Solange die weißen Völker sich noch sonnten in ihrer Vorherrschaft, konnten sie sich nur schwer durchringen zu einem echten Dienen an den Völkern. Sie waren immer in Gefahr, daß ihr Dienen von selbstsüchtigen und kulturtrügerischen Ambitionen infiziert wurde“¹⁰. Jetzt habe die weiße Rasse dieses Herrentum verloren und so sei jetzt „der Weg frei zu einem echten Dienst an den Völkern“¹¹. Nach P. Maurus Heinrichs ist diese Aufgabe gegenüber dem Dienst, wie ihn Institutionen wie die Unesco üben, vordringlich. Wir können ihm nur zustimmen, wenn er meint, „daß die Verkündigung der christlichen Religion ein Dienen an den Völkern sein mußte, wie ja auch der Menschensohn selbst als ein Dienender unter den Menschen erschien und seine ersten apostolischen Boten mit einer

⁹ Sanctificatio nostra. 19, 1954, 25.

¹⁰ Ebd. 26.

¹¹ Ebd. 26.

dienenden Aufgabe betraut hat und sie für die dienende Aufgabe an den Menschen speziell vorgeschult hat“¹².

Aber damit sind wir schon bei der Forderung des Königs der Apostel: „Der Größte unter euch soll euer Diener sein“ (Mt 23,11). Mehr denn je tut den Missionären Lauterkeit, Selbstlosigkeit, Freiheit von allem Egoismus, auch dem verborgensten, not. Mehr denn je heißt es heute, Diener zu sein und sein zu wollen, so wie St. Paulus sein wollte „für die Heiden der heilige Diener Christi Jesu, der am Evangelium Gottes heiligen Dienst verrichtet, damit die Heiden ein Gott wohlgefälliges Opfer werden“ (Rm 15,16). Der rechte Missionar wird es gerne sehen, wenn Neger anderswo als bei ihm höhere Stellungen und Löhne finden, wie der Bischof, der mir sagte, er freue sich, wenn der Neger von der Mission zu den großen Plantagen mit ihren höheren Löhnen überwechsle. Müssen wir es nicht begrüßen, wenn wir Christen in den großen Unternehmungen und in den Behörden haben? Sollen denn die besten Plätze den anderen vorbehalten und überlassen bleiben? Wir sollten sogar froh darüber sein, wenn die Entwicklung weitergeht. Wir wollen sie schließlich doch eigentlich.

Aber die Zeit verlangt noch mehr, nämlich Verzicht auf jede Spur von Herren-tum und jede Haltung von Superiorität gegenüber den Schwarzen. Es geht nicht mehr an, von oben auf diese herabzusehen, sie als Kinder zu gängeln und mit dem Zeigefinger des überlegenen Lehrers zu ihnen zu sprechen und sie als Shensi oder „Eingeborene“ zu bezeichnen. Wir dürfen auch nicht mehr alles selber machen und nach unseren Ideen und den heimatlichen Formen gestalten wollen. Die Menschen sind umgekehrt nach den Ideen und Plänen Gottes zu bilden. Es braucht nicht alles wie in unserer Heimat zu sein. Jeder Mensch ist eine Persönlichkeit und hat deswegen etwa Anrecht auf eigene Kleidung, wie ein Missionar auf einer Pastorkonferenz in Ostafrika im Jahre 1951 sagte.

Also nicht den Herrn spielen! „Jesus ist Herr“ (1 Kor 12,3). Nicht vorn dran bleiben, sondern abnehmen und zurücktreten wollen! Zurücktreten, wie die Mutter Jesu hinter ihrem Sohn zurücktrat, und wie alles hinter dem Werden- den und Kommenden früher oder später zurücktreten muß. Nicht die Neger in Abhängigkeit von sich erhalten oder sie gar erst von sich abhängig machen wollen! Vielmehr den Negern helfen, heranzureifen und auf eigenen Füßen zu stehen. Ihnen Chancen des Aufstiegs geben! Aufrichtig mit ihnen auf der Stufe der Gleichberechtigung verhandeln! Ihnen zum Bewußtsein bringen, daß sie auch innerhalb der Kirche geachtet sind und etwas werden und leisten können! Ihnen zeigen, daß man mit ihnen zusammenarbeiten, nicht, daß man ihnen helfen will. Ihnen immer mehr vertrauen und immer mehr überlassen! Trotz aller Enttäuschungen und Rückschläge. Die Völker wollen nun einmal als Völker anerkannt werden. Auch nicht zu stark das Amt betonen! Unsere Stellung und unser Einfluß werden am stärksten sein, wenn unsere Autorität auf unserem inneren Wert und Können beruht, mehr als auf äußeren Zeichen und Stellungen. L. Denis SJ hat darauf hingewiesen, daß es verschiedene Umstände den évolués in Afrika schwer machen, sich den Direktiven der kirchlichen Autorität zu unterwerfen, und daß die Worte des Priesters nicht mehr so leicht wie früher angenommen werden, und dann gemeint: „Il (le prêtre) doit de plus en plus s'imposer par sa valeur personnelle, par sa compétence, sa culture, son désintéressement moral“¹³. Vielleicht kommt einmal die Zeit, in der die Kirche

¹² Ebd. 28.

¹³ Scientia missionum ancilla. Nijmegen 1953, 161.

materiell nicht mehr so viel bieten kann wie früher und in dieser Beziehung an Einfluß verliert, dafür aber in geistiger Hinsicht gewinnt.

Zum Schluß möchte ich auf Wünsche und Forderungen hinweisen, die von maßgeblicher Seite geäußert bzw. gestellt worden sind. Die *Weißén Väter* in Afrika sind von ihrer Ordensleitung bzw. durch ihr Direktorium angewiesen worden, alles zu tun, was geeignet ist, die Achtung und das Vertrauen der eingeborenen Chefs zu gewinnen. Man solle ihre Würde achten und sich ihnen in ihrem Bereich unterwerfen. Es müsse alles vermieden werden, was die Chefs beleidigen könne. Jedem müsse man den Respekt erzeigen, der seiner Person und seinem Range gebühre. Es wäre besser, in diesem Punkt zu viel als zu wenig zu tun. Genauer wird noch verlangt, „sich vor jedem ‚Paternalismus‘ zu hüten“, und zwar mit der Begründung, daß in der Mentalität der évolués und der meisten Christen ein großer Wechsel eingetreten sei. Früher wäre der Missionar der „Père“ gewesen, habe dieser die Schwarzen als Kinder oder wenigstens als mineurs behandelt und hätte er über seine Christen eine Art tutelle ausgeübt. Man nenne das Paternalismus. Heute aber erklärten viele évolués, daß diese tutelle nicht mehr zu ihnen passe und sie demütige. Die Stunde der Emanzipierung hat für sie geschlagen.

Auch auf ein Schreiben, das der frühere apostolische Delegat von Britisch Afrika, Erzbischof *Riberi*, vor Jahren an die Missionare gerichtet hat, möchte ich hinweisen. In diesem Schreiben heißt es, daß die alte Zeit der Freiheit für das missionarische Wirken vorüber sei. „In den guten alten Tagen war der Missionar nicht bloß Häuptling, Doktor und Ingenieur, sondern D. O. und P. C. ‚Die alte Ordnung wandelt sich und gibt einer neuen Raum.‘ Er ist, unglücklicherweise, nicht länger P. C., D. O. oder Local Chief. He is supposed and is one of the most exemplary and law abiding citicens in the land and may no longer take matters into his own hands“¹⁴. Der Delegat verlangt von den Missionaren Verzicht auf Kritik und den Geist des Widerspruchs gegenüber der Regierung. Das Verhalten gegenüber der native authority solle durch „Takt und Respekt“ gekennzeichnet sein. Die Mission würde öffentlich angeklagt, daß sie sich in die native authority einmische und ihr gegenüber den Respekt vermissen lasse, daß sie ihr opponiere. Die native authority möge viele Fehler machen und viel verlangen. Aber sie sei doch Repräsentant der Regierung und müsse als solcher behandelt werden. Unser Verhalten ihr gegenüber müsse über jeden Verdacht erhaben, klug und taktvoll sein. Man habe ihr Sympathie und Güte zu zeigen. Auch wir müßten zwischen Amt und Person unterscheiden. Man solle alles persönlich und mündlich machen, nicht schriftlich. Kurz, es sei geboten, 1. alles zu tun, um in Frieden mit der native authority zu leben, 2. der native authority als den Repräsentanten der Regierung den schuldigen Respekt zu erzeigen, 3. in Übereinstimmung mit dem Gesetz keine geschriebene Korrespondenz an die native authority zu adressieren, die nach Gestalt und Form ihrer Stellung als Government servants derogatory sei und 4. Schwierigkeiten möglichst mündlich zu regeln¹⁵.

Schließlich erinnere ich an die Enzyklika „*Evangelii praecones*“¹⁶. Denn auch hier wird „dienen“ verlangt. In den Missionsenzykliken Benedikts XV. und

¹⁴ Proceedings of the Conference of Ordinaries of Tanganyika Territory held at Kwirow . . . from 28. 10. to 3. 11. 1938, 64.

¹⁵ ibid. 67 f.

¹⁶ A. A. S. 43. 1951, 497—528. Deutsche Übersetzung im 1. Sonderheft 1951 von „Priester und Mission“. Aachen (1951).

Pius' XI. wurde auf die Heranziehung eines zahlreichen und guten einheimischen Klerus gedrungen. Aber in „*Evangelii praecones*“ wird noch mehr verlangt, nämlich Unterordnung unter die einheimischen Bischöfe und Hilfsdienst für den einheimischen Klerus. Als ich 1934 im Innern Afrikas weilte, bedeutete ein französischer Visitator seinen Mitbrüdern, es würde die Zeit kommen, wo es afrikanische Bischöfe gebe und sie, die europäischen Missionare, sich diesen unterzuordnen hätten. Man müsse sich damit abfinden und solle sich darauf vorbereiten. Inzwischen ist diese Zeit gekommen. Dieses „Abnehmen-müssen“ und dieses Zurückstehen, dieser Beschluß, sich mit Hilfsdiensten zu begnügen, fordert Selbstlosigkeit, Demut und Opfergesinnung. Aber gerade diese Tugenden verlangt der Heilige Vater von den Missionaren der Gegenwart¹⁷.

¹⁷ Vgl. A. A. S., I. c. 510.

PROF. DR. O. FISCHER, DUSSELDORF

MODERNE BEHANDLUNG UND VORBEUGUNG TROPISCHER KRANKHEITEN

Die gesundheitlichen Gefahren der warmen Länder werden nicht so sehr durch die jenen Gegenden eigentümlichen *klimatischen Besonderheiten* hervorgerufen, mit denen ein kräftiger und leistungsfähiger menschlicher Organismus ohne wesentliche Schwierigkeiten fertig wird, sie beruhen vielmehr auf den diesen Gebieten eigentümlichen *Krankheiten*, die durchweg infektiöser Natur sind. Die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte hat nun ihre Erreger und Überträger und damit ihre Entstehung und Weiterverbreitung weitgehend zu klären vermocht und zugleich zahlreiche geeignete Mittel zu ihrer Heilung und Verhütung auffinden lassen, über die unterrichtet zu sein gerade für den in den Tropen lebenden Europäer von großer praktischer Bedeutung ist. Es soll daher, einem Wunsche der Schriftleitung folgend, im Nachstehenden aus der Fülle der modernen Erfahrung heraus ein kurzer Überblick über das zweckmäßigste Vorgehen bei der Behandlung und Vermeidung einer Reihe tropischer Infektionen gegeben werden, da eine Aufzählung aller zur Verfügung stehenden Präparate schon wegen ihrer großen Menge unmöglich und zugleich wenig sinnvoll wäre.

Die *Malaria* ist immer noch bei weitem die häufigste und wichtigste Tropenkrankheit, der auch heute Jahr für Jahr Millionen von Menschen zum Opfer fallen, obwohl uns zahlreiche unbedingt sicher wirkende Heilmittel zur Verfügung stehen. Ihre Behandlung hat durch die Einführung des *Resochin* (Chloroquine, Aralen) eine wesentliche Verbesserung und Verkürzung erfahren, indem die Dauer einer Kur jetzt nur zwei Tage beträgt, Gesamtmenge 10 Tabletten = 2,5 gr, davon am ersten Tage 6 auf drei Einzelgaben verteilt, am nächsten 4 in 2 Dosen.

Das *Paludrin* (Proguanil) zeigt in Dosen von 3 mal 0,1 gr für die Dauer von 10 Tagen bei ausgezeichneter Verträglichkeit, namentlich bei der sog. tropischen Form des Wechselfiebers (*Malaria tropica*), eine gute Wirksamkeit. Es ist aber in manchen Gegenden im Laufe der Zeit eine Unempfindlichkeit der Erreger gegen das Mittel entstanden, so daß es unwirksam wurde.

Die Hauptrolle spielt aber nach wie vor das *Atebrin*, das in einer Menge von